



Rokkosaal der Herzogin Anna Amalia Bibliothek in Weimar.

Kulturaufgabe: Wissen, digital.

„Freier Zugang“ lautet das Schlüsselwort des Informationszeitalters. Wir brauchen eine europäische Suchmaschine, forderte unlängst der Kulturpublizist Frank Schirrmacher in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“, sein Unbehagen am sich zementierenden Informationsmonopol von Google artikulierend. In seinem halbseitigen Appell wandte sich der FAZ-Mitherausgeber gegen „die Auslagerung unseres kulturellen Gedächtnisses an einen amerikanischen Privatkonzern“ und nannte „eine europäische, nicht privatwirtschaftliche Suchmaschine, die keiner politischen oder ökonomischen Kontrolle unterliegt, das vielleicht wichtigste, technologische Projekt der Gegenwart“. Dem wollen wir keineswegs widersprechen, finden es jedoch bemerkenswert, dass dabei unerwähnt bleibt, dass genau eine solche digitale europäische Bibliothek längst im Werden ist. Nach Mühen und bürokratisch-kafkaesken Wendungen, die wir hier nicht ausmalen wollen, sind in Deutschland und Österreich entsprechende Projekte in Gang gekommen. Ebenso schreitet der Aufbau einer elektronischen Bibliothek in der Schweiz voran. Alle diese Vorhaben können jede Menge Unterstützung sowie weitere Finanzierung brauchen, seien es die Schweizer „e-lib“, die „Deutsche Digitale Bibliothek“, die österreichische „Digital Heritage“ oder das europäische Dach, die „Europeana“.

Es ist die Verwirklichung der Vision von frei zugänglichem Wissen: eine öffentliche Kulturplattform, gediegen aufbereitet – das zentrale Internetportal für den gesamten Kulturbesitz aller öffentlichen Hände der Schweiz, Deutschlands und Österreichs, ja Europas. Wem das zu abstrakt klingt, stelle sich eine Internet-Suchmaschine vor, die nicht wie die bisherigen alle nur erdenklichen Informations- und Kommerzdaten ungetrennt auf die Bildschirme schaufelt, sondern ausschliesslich verbürgte und aufgearbeitete Informationen zu den in den anderen europäischen Ländern verfügbaren Kulturgütern für jedermann auffindbar und in möglichst vielen Fällen auch online zugänglich macht. Ein unendlich grosses, ehrgeiziges und für die internetkundigen, nachwachsenden Generationen unüberschätzbares Vorhaben: nichts weniger als die Sicherung unseres Kulturerbes.

„Die neue Renaissance“ betitelt in Anlehnung an den mittelalterlichen Beginn der Wissensgesellschaft eine europäische Kommission (Comité des Sages) ihren Report und ermittelte – jenseits der bereits erfolgten Massnahmen – europaweiten Digitalisierungsbedarf für 77 Millionen Bücher, 24 Millionen Stunden audiovisueller Programme, 358 Millionen Photographien, 75,4 Millionen Kunstwerke und 10,5 Billionen Archivseiten. Die Schweiz ist hier nicht eingerechnet, bereits heute lassen sich dort über 15 Millionen Titel von rund 740 Schweizer Bibliotheken mit einer einzigen Suchanfrage durchforsten. Die „Codices Electronici Sangallenses“ zum Beispiel erschliessen die Handschriften der Stiftsbibliothek Sankt Gallen, gebündelt finden sich solche Schätze in der digitalen „e-rara“.

Die Europeana: Kultur unter einem europäischen Dach.

Alleine in Deutschland gilt es, die Bestände von rund 30.000 Kultur- und Wissenschaftseinrichtungen – Bibliotheken, Archiven, Sammlungen und Universitäten – für das Internet aufzubereiten und zugänglich zu machen. Nicht nur der Mengen an „Digitalisaten“, sondern auch der Finanz- und Abstimmungsprobleme wegen eine Herkulesaufgabe. Viele Kommissionen, Fachausschüsse, Kompetenzzentren kamen und gingen bereits, verloren sich im Dickicht des föderalen Systems von Bund, Ländern und Gemeinden, in dem selbst notwendigste Reformen wie etwa die des Bildungswesens nicht vorankommen, und hinterliessen digitale Friedhöfe und Ruinen. Den Anstoss zu dem gewaltigen Projekt hatten schon in der Frühzeit des Internets einige europäische Staats- und Regierungschefs gegeben. Ihre Idee war ein europäisches, kulturelles wie wissenschaftliches Datenportal. Umgesetzt auf nationaler Ebene, wäre die Zusammenführung unter dem europäischen Dach dann die Krönung dieses multinationalen Jahrhundertprojekts gewesen. Gekommen ist es umgekehrt: Das europäische Dach – die Europeana – ist seit November 2009 im Netz, die nationalen Institutionen sind nun immerhin auf dem Sprung.

Nie davon gehört, nie oder nur ganz wenig davon gelesen? Da geht es Ihnen nicht anders als der sonstigen Öffentlichkeit. Fast zwei Jahrzehnte lang haben sich die Feuilletons der grossen europäischen Zeitungen kaum für dieses Projekt interessiert. In aller Gelassenheit nehmen viele Kulturjournalisten auch hin, dass etwa die Niederlande seit Jahren erhebliche Millionenträge für die Digitalisierung ihrer unterschiedlichsten Archivmaterialien aufbringen oder die französische Regierung dafür 750 Millionen Euro bereitgestellt hat.

Worte. Taten. Quantensprünge.

Anstelle ordentlicher und angemessener Ausstattung gibt es – gratis – gerne grosse Worte. Der deutsche Kulturstaatsminister Bernd Neumann nannte das Projekt einmal einen „Quantensprung in die Welt der digitalen Information“. Quanten freilich sind kleinste Portionen der uns umgebenden Wirklichkeit, auf Molekularebene angesiedelt ist demnach (bisher) auch, was Bund und Länder für die Deutsche Digitale Bibliothek bereitzustellen beschlossen haben: Mit insgesamt 8 Millionen Euro Startkapital, knapp 10 Cent also pro deutschem Bundesbürger, wird die DDB ausgestattet und soll dann künftig mit einem Jahresetat von 2,6 Millionen Euro auskommen. Auf der Internetseite des österreichischen Heritage-Projekts wird offen ausgesprochen, dass es auf Bundesebene bisher keine verbindliche Digitalisierungsstrategie gibt.

P.S. Wer jetzt neugierig geworden sein sollte, klicke doch einmal die europeana.eu an und gebe, sich unserer vorletzten Hausnachrichten erinnernd, das Stichwort Joseph Marie Jacquard ein. Er wird (Stand 9. August 2011) ganze 44 Einträge finden, und zwar 3 Texte, 38 Bilder, 2 Videos und 1 Tonaufnahme. Berauschend ist das wahrlich nicht – gegenüber rund 369.000 Google-Fundstellen. Aber es ist ein Anfang, zu dem jeder von uns beitragen kann, indem er dieses Wissensangebot nutzt und bei Politikern und Bibliotheken zu diesem Thema Fragen stellt.

www.digital-heritage.at

www.e-lib.ch und www.e-rara.ch

www.deutsche-digitale-bibliothek.de

www.europeana.eu

Die alte, „neue“ Lust am Gärtnern.

Die Medien hören seit einiger Zeit das Gras wachsen und haben das Gärtnern zum allerneuesten Trend erklärt. Es erscheinen Dossiers und umfangreiche Artikel, ja, die Verlage überbieten sich mit neuen Zeitschriften, in denen das Gärtnern und das Landleben hochglanzbebildert angepriesen werden. Dagegen ist nichts einzuwenden: Sie verstärken auf diese Weise eine Entwicklung, die wir seit vielen Jahren beobachten und befördern und die nun allmählich ins allgemeine Bewusstsein sickert.

Blüte und Verfall. Medienhype.

Ein solcher Medienrummel hat natürlich seine eigenen Gesetze. Wenn nach glücklichem Finden des grossen Themas die Reportagen erzählt, die Interviews geführt und die Hintergrundgeschichten geliefert sind und selbst die geduldigsten Gärtner vor seinem Schreibblock fliehen, dann kommt noch dem investigativsten Journalisten ätzende Kulturkritik in den Sinn. Dann juckt ihm die Feder, dann greift er zur Tastatur – und zur Glosse. So etwa in der „Zeit“ vor einigen Wochen. Ergebnis war eine messerscharf analytische Unterscheidung zwischen echter Gartenarbeit und bloss modischem „Gardening“ als „Life-Style“. Letzteres, so der Autor, sei schon daran zu erkennen, dass es mit einem „hochwertigen Spaten von Manufactum“ und in „Gummistiefeln zum Preis von 200 Tulpenzwiebeln“ ausgeführt werde. Und am Ende führe diese „Sehnsucht nach einem ehrlichen, bewussten Leben ... unweigerlich ins Konservative.“

Es geht ums Gärtnern.

Wir sind es gewohnt, dass sich die Presse nie entscheiden kann, ob Manufactum denn nun eigentlich besonders altbacken und konservativ oder besonders zeitgeistig ist. Für uns selbst stellt sich die Frage ohnehin nicht. Ob da nun ein Pensionierter in Kittelschürze und Holzpantinen für den Eigenbedarf ackert oder ein termingeplagter Creative Director mit Rollkragenpullover und Designerbrille neuerlich nach Feierabend sein Vollglück in der Beschränkung auf 50 qm Gartenfläche sucht – beide setzen sie Kartoffeln, beide ziehen sie Tomaten. Beide sollten es mit solidem Werkzeug tun dürfen und in der Auswahl der Pflanzensorten nicht auf Standardware aus den Grossgärtnereien beschränkt sein. Und wenn es tatsächlich Teil des frisch ausgerufenen Trends sein sollte, dass sich viele neue Hobbygärtner für handgeschmiedete Spaten und für erhaltenswerte Nutz- und Zierpflanzensorten interessieren, dann geht es



uns da wie dem Stacheltier im Märchen vom Hasen und vom Igel: Wir sind schon da, und das seit mehr als 15 Jahren.

Was heisst schon konservativ?

In diesem Sinne sind wir wohl Avantgarde. Und konservativ im Wortsinne sind und waren wir sowieso schon immer, geht es uns ja gerade um die Erhaltung von Pflanzensorten, von gärtnerischem Wissen, des Althergebrachten in Methode und Technik vom Düngen bis zur Ernte. Aber was heisst schon konservativ? Wer sich heute nach Jahrzehnten unhinterfragter, hochtechnisierter Lebensmittelindustrie darum bemüht, wenigstens ein Stückweit wieder die Kontrolle über das tägliche Essen zurückzugewinnen, und durch eigenes Gärtnern einen Ausweg aus dem künstlichen Paradies der spottbilligen Supermarkt-Lebensmittel sucht, ist am Anfang des 21. Jahrhunderts alles andere als konservativ. Das aber ist das hauptsächliche Ansinnen – unseres und das eines Grossteils der Gärtner: das Selbermachen, auch als Notwehr gegen die zugewiesene Rolle als blosser Konsument. Wir sehen darin etwas, das grösser ist als eine Mode. Etwas, das man angesichts der fortschreitenden Marktentwicklung im Lebensmittelbereich ganz anders beschreiben könnte: als Umkehr, als Re-volution.



Gehen als Beruf.

Gut hundert Jahre lang, mit dem Beginn des Alpinismus, waren es Bergführer, die Menschen Gipfel und Grate zugänglich machten, die sie alleine nicht erreicht hätten. Es ist ein verschwindender Beruf – und mit ihm verflüchtigt sich eine ganze Kultur des Gehens und einer bestimmten Haltung zur Landschaft, die nicht nach der Zahl der Schichten der Outdoorkleidung fragt, sondern nach den Tiefenschichten der Landschaft und nach jenen Menschen, die sie einem öffnen und erschliessen können. Wer kommt denn im Zeitalter von Gipfelerkennungs-Software, Reiseführern zuhauf und fortschreitender Digitalisierung der Erlebniswelt (noch) auf die Idee,

tatsächlich einen Orts- und Bergkundigen zu Rate zu ziehen oder sich ihm gar anzuvertrauen, wenn aus der Ferne doch alle Planung möglich scheint? Schliesslich gibt es Allwetterjacken, Wenderucksäcke, das (im Zweifelsfall nutzlose) Mobiltelefon und die fahrlässig oft beanspruchte Bergwacht.

Der Berggeher kommt aus einem anderen Jahrhundert, seine erstaunlich kärgliche und hoffnungslos altmodische Ausrüstung ebenso. Seit Jahrzehnten füllt er grossformatige Hefte mit Wetterbeobachtungen, und für seinen Blick stellt sich die Landschaft wie eine Person dar, der man

ansieht, wie es ihr geht und wie es mit ihr weitergehen wird. Seine Kunst besteht auch darin, aus fast jedem Wetter etwas machen zu können, aber eben nur fast, etwa wenn die Wolken die falschen Farben annehmen und ein Unwetter aufzieht. Er vermittelt das Gefühl, in seinen Bergen nicht nur zu Hause, sondern so etwas wie ein Hausherr zu sein, der auch nicht sofort jeden in alle Gemächer führt oder alle Familiengeheimnisse ausbreitet. Allerdings ist zweifellos er es, der eine Bergtour ermöglicht, von der sich noch lange zehren lässt.

Ab zweitausend Meter ist man am Berg per Du, ein Ausdruck der Freiheit über den Wolken wie auch der gegenseitigen Abhängigkeit am Berg. Der in Berlin und Bayern lebende Autor Wieland Elfferding hat ganz offenkundig viele Bergführer erlebt und beobachtet. Einen von ihnen – und damit den ganzen Berufsstand – porträtiert er in einem kleinen, angenehm unaufgeregten, ruhigen und klugen Buch.

Die meisten Menschen, bemerkt darin sein Protagonist, sollten zuerst einmal Gehen lernen. Geübte Berggeher versetzen den Körper in eine ruhig fließende Bewegung mit minimalem Kraftaufwand: „Man muss losgehen, als wolle man nirgendwo hingelangen. Es dauert eine Zeit, bis einem diese Devise des Gehers in Fleisch und Blut übergeht. Es ist allerdings ein unglaubliches Gefühl, wenn sich nach zwei, drei Stunden die Gewissheit einstellt, dass noch genügend Kraft vorhanden wäre, um noch einmal zwei, drei, ja, – auch fünf Stunden auf diese Weise weiterzumachen. Es ist, als sei man nicht nur körperlich, sondern auch in anderer Hinsicht weitergekommen.“

Wieland Elfferding: Der Berggeher. Aus einem Bergführerleben. Österreichischer Jagd- und Fischerei-Verlag, Wien 2011. 11 x 21 cm, Festeinband. 104 Seiten. Im Buchhandel erhältlich.



Schon an der Kante zu erkennen. Gürtel von Kreis.



Die neue Mitarbeiterin, zuvor lange bei einem Offenbacher Spitzenhersteller von Taschen und Börsen beschäftigt, eine Fachkraft besten Ranges, stand nach den ersten Monaten bei Bernd Kreis am Rande der Verzweigung. „Gürtel – was sind schon Gürtel im Vergleich zur Fertigung von Taschen?“ Nun, die neue Arbeit erwies

sich als komplex und anspruchsvoll: Hatte sie es bei der Taschenfertigung mit kaum einer Handvoll unterschiedlicher Lederkantenschärfungen zu tun, waren es nun bei den Gürteln von Kreis über 40 Variablen. Die Episode macht deutlich, dass Gürtel eben nicht gleich Gürtel ist, schon gar nicht ein Gürtel von Kreis. Seit 1963 steht Kreis im hessischen Offenbach für handwerklich hergestellte Lederwaren höchster Qualität. Der Vater des heutigen Betriebsinhabers hatte sich damals, zu den goldenen Zeiten des deutschen Lederhandwerks, selbständig gemacht, von den Kollegen mit ihren sicheren Arbeitsplätzen im Zentrum der deutschen Lederindustrie gelinde belächelt. Während viele ihrer Betriebe dann schrumpften und verschwanden – „Leder“ hat heute rings um Offenbach einen eher schlechten Ruf, weil fast jede Familie ein Arbeitsplatzdrama durchzustehen hatte –, konnte man bei Kreis, vor allem nach dem Einstieg des Sohnes und heutigen Inhabers, behutsam aufbauen. Die (inzwischen langjährige) Zusammenarbeit mit Manufactum wurde zu einer „stabilen Säule des Betriebes“, berichtet Bernd Kreis. Eine Erfolgsgeschichte also, die idealtypisch unserem Programm entspricht: die guten Dinge in der Welt zu halten, indem wir sie Ihnen zugänglich machen und damit den Herstellern und ihrem Handwerk ein Auskommen sichern. Ein knappes Dutzend Fachkräfte arbeiten in der hellen, grosszügigen Werkstatt. Es sind schöne Arbeitsplätze. Besondere. Jeder einzelne Riemen wird bei Kreis von Hand zugeschnitten, mit relativ kurzen, absolut gleichmässigen Schnitten entlang eines erstaunlich kurzen Lineals. Die Handarbeit setzt sich bei jedem Arbeitsgang fort. „Das macht man mit der Hand. Mit was denn sonst?“, fragt Bernd Kreis. Bei allen offenkantigen Waren werden die Schnittkanten sorgfältig geschliffen

und farblich passend eingefärbt. Das Färben (= Beizen) der Kanten erfolgt einzeln, Riemen für Riemen, und eben nicht, indem man möglichst viele von ihnen zusammenspannt und überpinselt.

Ein weiteres Musterbeispiel für Gürtelkunst, wie sie in Deutschland so nur noch bei Kreis beherrscht wird, ist der dort gepflegte dreilagige Gürtelaufbau. Es ist die für einen Gürtel absolut aufwendigste Machart: Die Lederzuschnitte des Obermaterials müssen dafür gut ein Drittel breiter zugeschnitten und die Lederkanten dünn ausgeschärft werden, damit das Umbugen (Einschlagen) um die Gürtleinlage möglich wird. Das Erkennungszeichen dieser Art von Verarbeitung: Das Oberleder geht um die Gürtelkante herum bis zur Futterseite und wird dort vom Futterleder abgedeckt. Die Kante ist so um ein Vielfaches widerstandsfähiger. Bernd Kreis: „An der Kante kann man es sehen: Hand- und Qualitätsarbeit oder eben Augenwischerei. Die Kante ist entweder pflegetauglich oder sie bröckelt nach gewisser Zeit.“

Die Zahl der (meist bejahrten, aber tüchtigen) Maschinen ist übersichtlich. In der Näherei etwa stehen vier Maschinen, jede auf eine bestimmte Naht eingerichtet, sie machen trockene, treckerhafte Geräusche. Eine weitere wichtige Werkstelle ist die Spaltmaschine. In ihr wird das Leder unter einer variabel einstellbaren Führungsleiste gegen ein schnell laufendes Bandmesser geführt und in zwei Ebenen aufgespalten; so erhält man das wertvolle Oberleder mit der feinen Faserstruktur in der gewünschten Dicke. Das Spaltmaterial, die abgespaltene untere Lage – bei Kreis oft sogar der dickere Teil – wird entsorgt (es taugt zum Beispiel für Lefa) und nicht weiterverarbeitet. Nach einer Norm der Lederindustrie dürfen auch dünne, minderwertige Spaltleder als „Echtleder“ bezeichnet werden, da sie ein ehemals zusammenhängendes Stück der gewachsenen Lederhaut sind. Eine Haut darf so zwei- oder dreimal „verdünnt“ und immer noch „Leder“ genannt werden. Kreis hingegen verwendet nur besonders hochwertige vollnarbige Leder: klassisches Boxcalf und altgrubengegerbtes Rindleder aus Deutschland, Saddle aus England, vegetabile Vollrindleder-Croupions aus Italien und das legendäre Pferdeleder Shell Cordovan von der Gerberei Horween in Chicago. Selbst als Futterleder setzt Kreis ein vollnarbiges Kalbleder von einer Materialqualität ein, wie sie andernorts häufig nicht einmal als Gürtelobermaterial genommen wird.

Die ehemals neue Mitarbeiterin, heute mit ihrer Arbeit fest im Sattel, verblüfft inzwischen bei Ehemaligentreffen ihre oft in andere Berufe abgewanderten Kollegen mit neuem-altem Handwerksstolz, wenn es wieder einmal heisst: „Gürtel? Was sind schon Gürtel?“



Froh überrascht.

Glaube und Zuversicht braucht wohl, wer heute ein Gesellschaftsmagazin herausgeben und es über die ersten drei Nummern bringen möchte. Noch dazu, wenn man das Heft nicht im Zeitschriften- und Bahnhofsbuchhandel erhält, erst recht, wenn man in diesem Heft nicht einen einzigen Buchstaben Werbung findet. Das Kölner Magazin „Froh!“ um seinen Herausgeber Dirk Brall hat es immerhin schon zwei Jahre und damit sechs Hefte geschafft: „Die FROH! Geschichte ist,

um es kurz zu machen, eine Geschichte mit ständigen Überraschungen. Seit wir an diesem Projekt arbeiten, passieren häufig Dinge, die keiner von uns vorausgesehen hat. Zwei Jahre machen wir das nun schon mit! Wenn das so weiter geht, werden wir wohl so schnell nicht wieder aufhören.“

„Wenden“ – „Still“ – „Finale“ – „Ernte“ – „Licht“ – „Unterwegs“, das waren die Themen bisher; das nächste Heft wird sich dem Luxus

verschreiben und der Frage, ob in diesem suspekten Begriff nicht doch eine positive Wendung aufleuchten könnte. Luxus als das zum Beispiel, was man mit allem Geld der Welt nicht kaufen kann, sondern sich schenken lassen muss. Schenken lassen sich die Macher des Heftes auch die Originalbeiträge, Photographien und Zeichnungen, die das Heft ausmachen – eine sorgfältige Mischung aus Wort und Bild: Reportagen, Kurzgeschichten, Rezepten, Reflexionen. Die Autoren sind renommiert oder auch noch ganz jung; Kultur, Gesellschaft und Spiritualität machen die Themen aus; die Grundstimmung verrät der Titel selbst. Wer froh ist, muss deshalb nicht oberflächlicher Epikureer sein, viel weniger noch sich für sein zuversichtliches Weltbild andauernd rechtfertigen. „Wir sehen nicht die Defizite, sondern die Potentiale“ – warum sollte das nicht auch hierzulande und heute eine erstrebenswerte Lebenseinstellung sein. Uns hat dieses ganz und gar unabhängige Magazin beeindruckt und wir finden: Hineinschauen lohnt sich. Die Hefte enthalten nicht nur sehr lesenswerte Texte, sondern sind auch graphisch und drucktechnisch hervorragend gestaltet.

Froh! kann abonniert werden – 3 Hefte im Jahr à € 30,00; Einzelheft: € 10,00 – Informationen und Versand unter: www.frohmagazin.de

Nützliche Schafwolle.

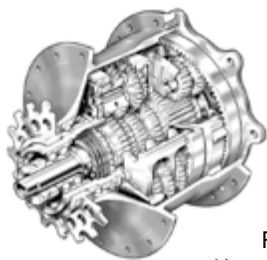
Bio-Dämmstoffe sind längst zu einem Teil der Normalität geworden. Vor diesem Hintergrund ist es überraschend, dass noch vor kurzer Zeit rund 300 Tonnen gute Schweizer Schafwolle einfach weggeworfen wurden, und das Jahr für Jahr. 30 grössere Wohnhäuser hätte man damit pro Jahr von oben bis unten dämmen können. Schafwolle wächst nach und wird umweltverträglich gewonnen, da sie als Nebenprodukt der Schafzucht anfällt, sie verhindert Elektromog, reguliert das Raumklima und die Luftfeuchtigkeit, hält die Hitze ab und dämmt im Winter gegen die Kälte, ausserdem neutralisiert sie Formaldehyd und verursacht beim Einbringen weder Reizungen noch Gesundheitsgefährdungen. Da Schafwolle ein Drittel ihres Gewichts an Feuchtigkeit aufnehmen kann, ist bei der Isolierung keine Dampfbremse nötig. Und es riecht in einem damit gedämmten Haus nicht einmal nach Schaf. Gegenüber herkömmlichen Dämmstoffen ist Schafwolle etwa um ein Fünftel teurer. In England geniesst diese Art Dämmstoff königliche Unterstützung: Prinz Charles, der auch im Nahrungsmittelbereich als ökologisch



wirtschaftender Unternehmer hervorgetreten ist, präsentierte persönlich ein mit Schafwolle isoliertes Haus auf der „Ideal Home Show“. Die Schafe der Schweiz – es sind insgesamt etwa 450.000 Tiere, darunter zum Beispiel das besonders alpenraumtaugliche Tiroler Steinschaf (im Bild) – müssen zweimal im Jahr geschoren werden, das ist gesetzlich vorgeschrieben. Jedes Schaf liefert so etwa drei Kilo

Wolle im Jahr, was eine Menge von etwa 900 Tonnen ergibt. Davon wurden bislang nur etwa 600 Tonnen weiterverarbeitet, der grösste Teil davon im Ausland. Wenn sich die Eignung als guter Dämmstoff herumspricht, könnte auch die restliche Wolle sinnvoll verwendet werden. So sieht das auch der Bund, der verschiedene Projekte finanziell fördert; dabei geht es zum Beispiel um Zertifizierungsverfahren für Schafwollisoleriematten, um Fragen des Mottenfrasses und des Brandschutzes. Unterdessen hat sich auch ein Sozialprojekt der Sache angenommen: In Bischofszell kümmert sich der Verein Fiwo um die Verwertung und Verarbeitung von etwa 300 Tonnen. Der Verein lässt sich die Wolle von Schafzüchtern aus der ganzen Schweiz geben, inzwischen sind es über 3.000 Lieferanten, die Mitarbeiter holen die Ware sogar selbst ab und bringen sie auf das Gelände einer ehemaligen Papierfabrik, wo sie sortiert, gepresst und weiterverarbeitet wird – nicht nur zu Isoliermaterial, auch zu Bettwaren zum Beispiel. Ausserdem erzeugt man dort Industriefilze für verschiedenste Einsatzzwecke. Inzwischen ist ein Anziehen der Nachfrage und auch der Marktpreise zu spüren.

Von Naben und Raben. Eine Produktgeschichte.



Die leicht und präzise schaltende, unverwüsthliche 14-Gang-Getriebe-nabe von Rohloff kennen Sie von unserem Wanderer Reisetourer R800. Sie galt bei ihrer Konzeptvorstellung 1996

als Sensation und sorgte bei der Markteinführung 1998 für entsprechende Furore. Grund genug für den Hersteller, nach zehn Produktionsjahren und 100.000 verbauten Einheiten ein ganzes Buch rund um den technischen Leckerbissen aufzulegen. Es beleuchtet in persönlich gehaltenen Beschreibungen den oft schwierigen, jedoch erfolgreichen Werdegang des Unternehmens mit dem Raben im Logo und erlaubt einen Blick hinter die Kulissen. Daneben erzählt es einige aussergewöhnliche Fahrrad- und Servicegeschichten – etwa von einer erschossenen und einer verbrannten Getriebe-nabe oder von einer, die eine Woche vor Korea im Meer lag. Vor allem jedoch räumt es den Nutzern Raum ein. Raum, den die zu Wort kommenden Enthusiasten – Profi-Sportler und Tourenradler, die auf ihren mit der Nabe ausgestatteten Fahrrädern zwischen 60.000 und 143.900 km zurückgelegt haben – spielend mit unterhaltsamen und informativen Geschichten aus ihrem Radfahr-Alltag füllen.

Rohloff AG: Rohloff-Geschichten. 256 Seiten mit vielen Abbildungen. Im Buchhandel erhältlich.

Vor Warnhinweisen wird gewarnt.



Wir sind nicht der Ansicht, die Leser unseres aktuellen Warenkatalogs hätten ihren gesunden Menschenverstand an der Garderobe abgegeben, wenn sie nun auch bei uns zunehmend von Warnhinweisen entstellten Texten begegnen wie „Lieferung ohne Dekoration“, „Lieferung ohne Münzen“ oder – der neuste Quatsch – in unserem Spiel- und Freizeit-sortiment: „Nicht geeignet für Kinder unter 3 Jahren. Enthalten verschluckbare Kleinteile.“ Sie für blöd zu verkaufen oder zu belehren, liegt uns fern.

Angesichts immer absurderer Vorschriften und systematischer Geschäftemacherei hinter der Deckung von Abmahnvereinen ist uns das wirtschaftliche Risiko gelebten zivilen Ungehorsams in Form von Verweigerung an dieser Stelle schlicht und einfach zu hoch. Unsere Abscheu vor dem ausufernden Warnbegehren vornehmlich europäischer Institutionen und derlei bevormundenden Zwangsaussagen mindert das keineswegs. Freuen Sie sich also mit uns an Warnhinweisen, die Ihnen heute schon in unserem Katalog bezeugen und an solchen, die vielleicht demnächst erst erscheinen werden: „Salatschleuder. Lieferung ohne Salat. / Wasserball. Nicht geeignet als Rettungsgerät im Hochseebereich. / Erdnüsse. Vorsicht! Kann Erdnüsse enthalten. / Kettensäge. Laufende Säge nicht mit blossen Händen anhalten. / Batman-Kostüm. Ermöglicht dem Benutzer nicht zu fliegen! / Vorsicht Warnhinweis. Erlaubt dem Leser das folgenlose Einstellen des selbständigen Denkens.“

Uhrmacher: Gesucht und gefunden.

In unseren Hausnachrichten vom Sommer 2011 haben wir unter dem Titel „Chron(olog)ischer Mangel“ kundige Uhrmacher in Österreich und der Schweiz gesucht, an die Sie sich mit der Wartung und Reparatur Ihrer mechanischen Uhren wenden können. Diese kümmern sich dann – so unsere Intention – eigenverantwortlich und selbständig um Ihre Uhrenprobleme, unabhängig von etwaigen Garantieleistungen unserer Hersteller. Wir haben darauf einige Resonanz bekommen, was uns sehr freut. Offenbar gibt es – wenn auch oft versteckt – landauf, landab noch immer etliche Uhrmacher, die einen solchen Service anbieten. Wir haben die Adressen für Sie nun in einer Liste zusammengestellt und uns dabei auf deren Angaben und unseren subjektiven Eindruck verlassen. Rückmeldung sind (auch) deshalb erwünscht. Die komplette Liste finden Sie mit Eingabe des Suchbegriffes „Uhrmacher“ unter www.manufactum.ch im Internet.

